Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 63 (1983)
Heft: 5

Buchbesprechung: Das Buch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Eine Freundschaft

«Wittgensteins Neffe» von Thomas Bernhard [1]

Nach den tragenden Pfeilern einer Freundschaft zu fragen, ist vielleicht nicht richtig. Wie die Liebe hat auch die Freundschaft keine allein rational zu begründenden Ursachen, sondern ist intuitiv, emotional, eine Realität vor aller Erklärung. Gemeinsamkeiten zwischen Paul Wittgenstein, dem Neffen des Philosophen, und Thomas Bernhard gab es zweifellos, und der Schriftsteller zählt sie auch auf: die Musik vor allem, aber auch die Krankheit, das Sterben, die Verrücktheit, verstanden als Philosophie (oder die Philosophie als Verrücktheit), die Gewohnheit, Menschen und Zustände zu «bezichtigen». Beiden war die bittere Erfahrung der Krankheit gemeinsam. Bernhard sagt, er sei mit dem Neffen Paul des Philosophen Ludwig Wittgenstein viele Jahre bis zu seinem Tod durch alle möglichen Leidenschaften und Krankheiten *«und den aus diesen Leidenschaften und Krankheiten sich fortwährend entwickelnden Ideen»* verbunden gewesen. Die beiden haben sich offenbar verstanden.

Das kleine Buch, in dem Thomas Bernhard darüber berichtet, ist ein ausserordentlicher, durch seine Aussage wie durch seine Form bewundernswürdiger Text. Von einem Meisterwerk zu reden, ist in diesem Fall kein leeres Wort und auch keine Übertreibung. Vielleicht nimmt es im Schaffen Bernhards, und da vornehmlich im Zusammenhang der autobiographischen Werke – *«Der Atem»* zum Beispiel oder *«Ein Kind»* –, keinen Sonderrang ein. Mir scheint jedoch, noch bewundernswerter als diese wirklich bedeutenden Teile einer durchkomponierten Selbstschau verbinde *«Wittgensteins Neffe. Eine Freundschaft»* die Qualität des vollkommen authentischen Lebensberichts mit artistischer Konsequenz, mit dem strengen Satz einer Fuge. Der Autor sagt, er habe sich darauf beschränkt, in seinen Notizen jene Stellen zu suchen, die sich auf den Paul beziehen, um sich den Freund aus diesen Aufzeichnungen, die zwölf Jahre zurückliegen, gegenwärtig zu machen. Er habe den Lebendigen, nicht den Toten darin gesucht. Aber diese Notizen, die er in Nathal und in Wien, in Rom und in Lissabon, in Zürich und in Venedig gemacht habe, hätten sich als nichts anderes als eine Sterbensgeschichte erwiesen. Er habe den Paul genau in dem Moment kennengelernt, von welchem an dieser ganz offensichtlich gestorben sei, und er sehe jetzt, dass er das Sterben des Freundes in diesen Notizen über mehr als zwölf Jahre verfolgt habe. In Bemerkungen wie dieser, die immer wieder eingefügt sind, fällt zweierlei auf: Thomas Bernhard beruft sich auf Eintragungen in ein Notizbuch, auf gelebtes Leben also, auf Material, das unmittelbar dem Alltag entnommen ist, festgehalten im Tage- oder Merkbuch zur Stütze des Gedächtnisses. Zugleich aber gestaltet und stilisiert er, was er

da vorfindet, erkennt die innere Konsequenz und formt aus dem authentischen Material die «Bernhard-Geschichte», das geschlossene Spielwerk, die dunkle Fuge. Wir lesen ein Stück mathematisch-musikalischer Prosa mit dem Leitmotiv des Todes. Die Wörter, die sich immer wiederholen, das Sterben, die Sterbensgeschichte, das Freundessterben, das dem Autor die Kraft zum Überleben gegeben habe, klingen wie die Paukenschläge im Trauermarsch. Das ganze kleine Buch ist komponiert aus den Motiven Krankheit, Verrücktheit und Tod, und das sind Motive, wie man seit *«Frost»* und *«Verstörung»* weiss, wie man noch im Roman *«Korrektur»* nachprüfen kann, aus denen der Erzähler Thomas Bernhard seit je seine Geschichten komponiert hat.

Die Erinnerungen an den Freund setzen 1967 ein, dem Jahr, da *«Verstörung»* erschien. Bernhard lag damals auf der Baumgartnerhöhe, einem Ausläufer des Wilhelminenbergs, auf dem sich mehrere Krankenhäuser befinden, und die geistliche Schwester hat ihm eben das gerade erschienene Buch aufs Bett gelegt. Er ist an der Lunge operiert worden, er wird mit Cortison behandelt und lamentiert darüber, die Behandlung werde zur Folge haben, dass er ein Mondgesicht bekomme. Die Ärzte machen ihre Witze darüber, der Kranke lacht, weil er kein Spielverderber sein möchte. Er liegt, wie er sich erinnert, im Pavillon Hermann des Lungensanatoriums, und drüben am Steinhof, wo die Irrenanstalt ist, liegt der Paul Wittgenstein, groteskerweise im Pavillon Ludwig. *«Wittgensteins Neffe»* – der Titel spielt darauf an, dass es diesen berühmteren Wittgenstein gegeben hat, der den *«Tractatus Logico-Philosophicus»* geschrieben hat. Beide – so Bernhard – seien von ihrer Familie verachtet worden, als Narren nämlich, und in ihrem Hochmut hätten die Wittgenstein ihren berühmten Philosophen ebenso abgelehnt wie den Paul, der ein sensibler Mensch gewesen sei, der das Leben nicht ertrug. Das sind wohl auch «Bezichtigungen», radikale und absolute Formulierungen, wie man sie von Bernhard kennt. Aber bewegend ist zugleich, wie der Autor den Freund in Schutz nimmt. Seine Krankheit und seine Verrücktheit sind ihm vertraut. Auch er versteht sich als einen, der ausgestossen ist: von der Mutter versteckt und abgelehnt, dann lebensgefährlich erkrankt, für immer ausgeschlossen von dem Beruf als Sänger und Musiker, ausgeschlossen jedenfalls von den «Gesunden» und den «Normalen». Das Buch setzt damit ein, dass die zwei Freunde in getrennten Häusern auf dem Wilhelminenberg liegen, der eine im Pavillon Hermann, der andere im Pavillon Ludwig, und Bernhard gewinnt aus dem Umstand, dass die Klinikteile alle männliche Vornamen haben, sofort ein formales, kompositorisches Motiv, schwingt die Girlanden seiner Sätze von einem zum andern und lässt schliesslich gar den Paul den Thomas besuchen. Er bekommt einen Lachkrampf, der Paul, weil es ihm komisch vorkommt, gleichzeitig mit dem Freund auf dem Wilhelminenberg zu sein: *«du da, wo du hingehörst, sagte er und ich da, wo ich hingehöre.»*

Getroffen haben sie sich das erste Mal in der Wohnung ihrer gemeinsamen Freundin Irina an der Blumenstockgasse in Wien. Wittgensteins Neffe diskutiert da mit Irina gerade

über *«die von Schuricht dirigierte Haffnersymphonie mit den Londoner Philharmonikern»*, da stösst Bernhard hinzu und mischt sich ein. *«Alle drei»*, sagt er, *«ich, Paul und seine Freundin Irina, eine hochmusikalische Person und absolut einer der aussergewöhnlichsten Kunstkennerinnen überhaupt, hatten wir denselben Geschmack gehabt, dieses Konzert betreffend. In dieser Debatte, in welcher es naturgemäss nicht um Grundlegendes, aber doch um Entscheidendes gegangen war, das nicht allen dreien gleich und mit derselben Intensität aufgefallen war, hatte sich wie von selbst binnen Stunden meine Freundschaft zu Paul begründet. Ich hatte ihn schon Jahre lang immer wieder gesehen, aber niemals mit ihm ein Wort gesprochen gehabt, hier in der Blumenstockgasse, hoch oben im vierten Stock in einem Jahrhundertwendehaus ohne Lift, war der Anfang. Es war ein riesiges, mit einfachen, aber bequemen Möbeln ausgestattetes Zimmer, in welchem wir drei über Schuricht, meinen Lieblingskapellmeister und die Haffnersymphonie, meine Lieblingssymphonie und dieses für unsere Freundschaft entscheidende Konzert gesprochen haben, stundenlang, bis zur totalen Erschöpfung. Die auf nichts sonst Rücksicht nehmende Leidenschaft des Paul Wittgenstein für die Musik, die übrigens auch unsere Freundin Irina immer ausgezeichnet hat, hatte mich sofort für ihn eingenommen gehabt, seine ganz und gar ausserordentlichen Kenntnisse vor allem die grossen Orchesterwerke Mozarts und Schumanns betreffend, ganz abgesehen von seinem mir allerdings sehr bald unheimlichen Opernfanatismus, der in ganz Wien bekannt und tatsächlich nicht nur gefürchtet, sondern schon auf tödliche Weise krankhaft gewesen war, wie sich bald zeigte, seine hohe, nicht nur musikalische, sondern allgemeine Kunstbildung, die sich von der aller andern durch mehr oder weniger ununterbrochen angestellte, jederzeit überprüfbare Vergleiche von gehörter Musik, von besuchten Konzerten, von studierten Virtuosen und Orchestern unterschied und die alle immer zuhöchst authentisch gewesen waren, wie ich bald einsah, hatten mich unschwer den Paul Wittgenstein als meinen neuen, ganz und gar ausserordentlichen Freund erkennen und annehmen lassen.»*

Die lange, durch Zusätze und Beteuerungen die ausserordentlichen und «zuhöchst authentischen» Qualitäten des Freundes herausstreichende Periode ist nicht allein als Ausdruck unmittelbarer Betroffenheit aufschlussreich, sozusagen als Dokument aus den Notizen Bernhards, sie ist auch ein Teil des Kunstgebildes aus Wörtern, gegliedert und in weitgeschwungenen Bögen sich wiederholend, Wortmusik der strengen Art mit Responsionen, ornamentalen Linien und rhythmischen Kadenzen. Man dürfte das kleine Buch über den Paul (wie die Texte Bernhards insgesamt) nicht stumm lesen, sondern müsste sie erklingen lassen. Was immer in dem Bericht zur Sprache kommt, ist einerseits Zeichen und Ausdruck menschlicher Zuneigung, anderseits aber Form und Komposition. Paul, sagt der Erzähler, sei aus demselben Grund verrückt geworden, wie er, Bernhard, lungenkrank geworden sei. Aber Paul sei nicht verrückter gewesen als er, der mindestens so verrückt gewesen sei, nur habe Paul sich von seiner Ver-

rücktheit vollkommen beherrschen lassen, während er, Bernhard, die seinige beherrscht und schliesslich, zusammen mit seiner Lungenkrankheit, ausgenützt habe. Damit will er natürlich sagen, Antrieb und Quelle seines schriftstellerischen Schaffens seien in der Verrücktheit und in der Krankheit zu suchen. Zugleich aber ist, in der Art, wie Bernhard mit den Begriffen «verrückt» und «krank» artistisch spielt und gleichsam jongliert, der Ausnahmecharakter dieser Freundschaft betont. Ihr verborgenes Motiv scheint gar zu sein, dass der Paul sterben musste, damit der Freund überleben konnte. Bernhard spricht von seiner krankhaften Melancholie, an der er litt, bevor der Paul in seinem Leben auftauchte. Er sei damals oft nahe daran gewesen, seinem Leben ein Ende zu bereiten. Auf dem Höhepunkt seiner Verzweiflung aber sei der Freund in sein Leben getreten, und da heisst es denn im Wortlaut: *«Und ich denke heute, die Menschen, die in unserem Leben wirklich etwas bedeutet haben, können wir an einer Hand abzählen und sehr oft sträubt sich sogar diese eine Hand gegen die Perversität, in welcher wir glauben, eine ganze Hand zum Abzählen dieser Menschen heranziehen zu müssen, wo wir doch, wenn wir ehrlich sind, wahrscheinlich ohne einen einzigen Finger auskommen. In einem erträglichen Zustand, den wir, wie wir wissen, je älter wir werden, tagtäglich mit um so grösserer Raffinesse durch alle möglichen und unmöglichen Kunststücke unseres ja allein schon ohne solche krankhaften Extratouren bis an die Grenze seiner Duldsamkeit strapazierten Kopfes erzeugen müssen, kommen wir aber doch ab und zu, weil wir sonst aufgeben müssten, auf drei oder vier, von welchen wir auf die Dauer nicht nur etwas, sondern sehr viel gehabt, ja, die uns zu gewissen existenzentscheidenden Augenblicken und Zeiten alles bedeutet haben und tatsächlich auch alles gewesen sind, wenn wir gleichzeitig auch nicht vergessen dürfen, dass es sich bei diesen Wenigen allerdings um Tote handelt und also um schon längst Gestorbene, weil wir aus unserer bitteren Erfahrung heraus naturgemäss die heute noch Lebenden und mit uns Existierenden und unter Umständen sogar mit uns an unserer Seite Gehenden nicht in unsere Beurteilung einschliessen können, wollen wir nicht Gefahr laufen, uns grundlegend und auf die peinlichste und lächerlichste Weise zu irren und also zuallererst vor uns selbst zu blamieren.»*

Die Totenehrung, die dieses merkwürdige, leidenschaftliche und an Ausfällen gegen Institutionen und Zustände nicht geizende kleine Buch darstellt, ist wahrlich keine Idylle. Es dokumentiert die innige Beziehung zweier Schwieriger, es ist die in ihrer Art einzig dastehende Geschichte einer Freundschaft als Sterbensgeschichte. Paul Wittgenstein hat von 1907 bis 1979 gelebt. Er hatte Mathematik studiert und war ein fanatischer Opernfreund, der dank seinem Reichtum die Opernhäuser der ganzen Welt besuchte, um schliesslich festzustellen, die Wiener Oper sei die beste. Einer geregelten Tätigkeit ging er nicht nach, wenn er auch einige Jahre seines Lebens als Angestellter einer Versicherungsgesellschaft verbracht hat. Sein Vermögen schwand, er verschenkte es an Freunde und Arme. Und seit seinem fünfunddreissigsten Lebensjahr

litt er an immer häufiger auftretenden Anfällen einer Nervenkrankheit, die ihn zu vorübergehenden Aufenthalten in Nervenkliniken zwangen. Diesem Manne, den seine Familie längst als einen Narren aufgegeben hatte, wendet sich Thomas Bernhard zu. Mit ihm sitzt er auf der Terrasse des Hotels Sacher und gibt sich der *«Bezichtigung»* der Menschen hin, mit ihm reist er im Auto mehreren Ortschaften nach, um eine bestimmte Ausgabe der *«Neuen Zürcher Zeitung»* zu kaufen, eines bestimmten Artikels wegen, der darin veröffentlicht ist. Mit ihm diskutiert er über Musik, über Kunst, mit ihm streitet er sich gar freundschaftlich, wer der grössere Schriftsteller sei. Denn Paul arbeitet eine Zeitlang an einem Manuskript, das alles in den Schatten stellen soll. Es ist nichts davon je an die Öffentlichkeit gekommen. Wahrscheinlich hat es gar nie existiert. Paul, ein Mensch, *«der den allersensibelsten zuzurechnen ist, die ich in meinem Leben gekannt habe»*, stellte die Regierung und das Parlament und das Volk und die schöpferische wie die nachschöpferische Kunst in Frage, aber er tat das auch mit sich selber. Leidenschaft und Rücksichtslosigkeit sind Eigenschaften, die Bernhard an ihm lobend erwähnt.

Zwei Aussenseiter haben sich da gefunden. Die Freundesgeschichte *«Wittgensteins Neffe»* berichtet darüber, berichtet auch von der merkwürdigen Solidarität der Kranken, die genau wissen, dass der Platz in der Welt, den sie einmal eingenommen haben, von den Gesunden längst besetzt ist. *«Die Heuchelei der Gesunden dem Kranken gegenüber ist die verbreitetste»*, sagt Bernhard in seiner lapidaren, verabsolutierenden Sprache. Von dem kleinen Buch geht eine eigenartige, starke Faszination aus. Es ist die Faszination der rückhaltlosen Auflehnung gegen die *«Unverschämtheit der Welt»*, sie gleicht dem Vergnügen der beiden «verrückten» Freunde, die vor dem Sacher sitzen und die Leute beobachten und *«die ganze Welt»* bezichtigen. So merkwürdig das ist, was da erzählt wird, es ist der Bericht darüber, was zwei Menschen füreinander bedeuten können, wenn sie zusammen *«eine Geistesexistenz führen zur Selbsterrettung»*. Und unheimlich fast will es mir bei der nahezu pausenlosen Produktion dieses Schriftstellers scheinen, dass Thomas Bernhard, indem er die paar Notizen über den Paul zum Ausgangspunkt nahm, ein Sprachkunstwerk von höchster Qualität geschaffen hat.

Anton Krättli

[1] Thomas Bernhard: Wittgensteins Neffe. Eine Freundschaft. Bibliothek Suhrkamp, Frankfurt am Main 1982.

Zwischen «Geschichtsgeschlagenheit» und Eigenleben

Zum Zypernbuch von Franz Georg Maier

In einem verhältnismässig schmalen Band eine geschichtliche Darstellung unterzubringen, die vom 7. Jahrtausend v. Chr. bis zur Gründung der Republik Zypern im Jahre 1960 reicht, ist kein leichtes Unterfangen. Diese

Aufgabe hat der Professor für Alte Geschichte an der Universität Zürich, *Franz Georg Maier,* jedoch zweifelsohne gelöst[1]. Von 1952 bis 1955 hat der Autor auf Zypern archäologische Ausgrabungen durchgeführt. Seit 1966 ist er Leiter der Archäologischen Expedition in Alt-Paphos. Diese Arbeit auf Zypern hat, wie Maier im Vorwort zur zweiten Auflage seines Buches ausdrücklich erwähnt, die eigenen Erfahrungen des Historikers erweitert und vertieft.

Das Buch ist als knappe Einführung in die Geschichte Zyperns im Rahmen der historischen Entwicklung des Vorderen Orients gedacht. Maier geht dabei bewusst nicht über die Gründung der Republik Zypern hinaus. Er begründet dies mit fogender, das Bemühen des Historikers um Objektivität zum Ausdruck bringenden Bemerkung: *«Die Jahre seit 1960 sind noch zu sehr Zeitgeschichte, verflochten in die politischen Konflikte unserer Gegenwart, als dass sich bereits die Distanz unbefangenen historischen Urteis gewinnen liesse.»* Und dennoch. Wer sich trotz dieser Warnung doch an die Zeitgeschichte heranwagen möchte, wird aus der geschichtlichen Einleitung Franz Georg Maiers Nutzen ziehen können.

Anders ausgedrückt: die Beschäftigung mit der Geschichte der «Insel der Aphrodite» hat auch einen aktuellen Aspekt, entstammen doch die gegenwärtigen Probleme der Inselrepublik weitgehend der historischen Entwicklung. Zutreffend hebt der Autor des Buches *«Cypern. Insel am Kreuzweg der Geschichte»* hervor, dass der Konflikt des Jahres 1974 nicht nur auf die *«problematische Nationalitätenverfassung»* des 1960 gegründeten unabhängigen Staates zurückgeht, sondern auch auf die Ereignisse des Jahres 1570 – im März 1570 stellte die Pforte den Venezianern bekanntlich das Ultimatum: *«Wir fordern von Euch Zypern, und ihr werdet es freiwillig oder gezwungen an uns abtreten»* –, letztlich sogar des 5. und 7. Jahrhunderts. Der Zürcher Geschichtswissenschafter versteht daher die Kenntnis der Vergangenheit als einen Beitrag zum Verstehen der gegenwärtigen Politik.

Wenn es Franz Georg Maier gelungen ist, einen so umfangreichen und vielfältigen Geschichtsstoff in erstaunlich konziser Form darzulegen, so ist das vor allem auf die Tatsache zurückzuführen, dass er das Wesen der Problematik jeder Darstellung der Geschichte Zyperns erfasst hat. Das Problematische liegt in der Spannung zwischen dem Wechsel fremder Einflüsse und der beharrenden Kraft eigenen Lebens. Maiers Darstellung gibt dieses Spannungsfeld plastisch wieder, das sich zwischen Geschichtsverbundenheit, ja «Geschichtsgeschlagenheit» einerseits und dem Eigenleben der Insel andererseits ausbreitet. Die Antinomie zwischen «Geschichtsgeschlagenheit» und Eigenleben ist Zyperns Los. Erstere warnt vor illusionären «Lösungen» des Zypernproblems, die keine sind. Letzteres gibt trotz allem Anlass zu Hoffnung für die Zukunft der Insel.

Pavlos Tzermias

[1] Franz Georg Maier: Cypern. Insel am Kreuzweg der Geschichte. Verlag C. H. Beck. 2., durchgesehene und erweiterte Auflage, München 1982.

Hinweise

Fünf Häuser am See

Als korrigierter Nachdruck der ersten Auflage, im Hinblick auf die 100. Wiederkehr des Gründungstages des «Brunnwinkls» als Sommersitz der Familie, ist in vornehmer, durch Erinnerungsphotos reich illustrierter Aufmachung die kleine Geschichte eines idyllischen Familiensitzes erschienen. Der Verfasser ist kein geringerer als der weltberühmte Bienenforscher *Karl von Frisch,* Nobelpreisträger für Medizin und Physiologie 1973, einer jener Forscher, deren wissenschaftliche Leistung immer auch menschliche Haltung, Verbindung mit dem Leben mit beinhaltet. Und wenn man nun in seiner eigenen Darstellung verfolgen kann, wie im «Brunnwinkl» am Wolfgangsee allmählich eine geschlossene, über Generationen hin liebevoll gepflegte Welt der Einkehr, des Einsseins mit der Natur und mit sich selber entstanden ist, wird man erkennen, was Tradition, Geborgenheit, Individualität und Gemeinschaftlichkeit als Voraussetzungen und Kraftquelle bedeuten. Im «Brunnwinkl» kehrte Franz Exner ein, der Vater jener Adolf und Marie Exner, die mit Gottfried Keller befreundet waren. Marie heiratete den Chirurgen Anton von Frisch, einen Schüler Billroths, und das Ehepaar von Frisch ist es denn auch, das den «Brunnwinkl» erworben und ausgebaut hat. Namen aus einer abgeschiedenen Zeit tauchen aus: Marie von Ebner-Eschenbach, Julius Winkler und das Streichquartett, und im «Brunnwinkl» ist es auch, dass Karl von Frisch erste Beobachtungen mit Bienen gemacht hat. Eine Familienchronik, wenn man will, aber auch ein Stück Kulturgeschichte *(Springer-Verlag, Berlin - Heidelberg - New York 1980).*

Spectaculum 36

Wie kommt *Tschechow* ins *«Spectaculum»,* mit dem *«Kirschgarten»,* der im Jahre 1904 uraufgeführt worden ist? Er kommt da hinein, weil *Thomas Brasch* ihn neu übersetzt hat, weil der Übersetzer in Tschechow eine merkwürdige Absurdität diagnostiziert, ja die Eingangsszene zum «Kirschgarten» in die Nähe von «Warten auf Godot» rückt. Daran sind Zweifel erlaubt, vielleicht gar geboten. Ansonsten informiert die 36. Ausgabe des Reihenwerks wirklich über moderne Theaterstücke: über *Samuel Becketts* «Rockaby», *Peter Handkes* «Über die Dörfer», *Gerlind Reinshagens* «Eisenherz», *Botho Strauss'* «Kalldewey, Farce» und – in der Übersetzung von *Alissa und Martin Walser,* über *Christopher Hamptons* bitter-ironische Szenen «Geschichten aus Hollywood», die von der Fiktion ausgehen, Ödön von Horváth sei nicht in Paris von einem herabstürzenden Ast erschlagen worden, sondern habe wie manche seiner Kollegen den Sprung über den Atlantik geschafft und sei da nun in einem der Filmstudios als Schreiber angestellt. Thomas und Heinrich Mann, Salka Viertel und Marta Feuchtwanger, Bertolt Brecht und Helene Weigel, Katja Mann und Lion

Feuchtwanger treten neben anderen in diesen Szenen auf, die damit enden, dass Horváth in einem Swimmingpool mit dem Kopf auf eine Marmorkante stösst und ertrinkt *(Surkamp Verlag, Frankfurt am Main 1982).*

Versuch über Gerhard Meier

Für *Fernand Hoffmann,* Professor für deutsche Sprache und Literatur am Institut Pédagogique in Walferdingen (Luxemburg) und am Centre Universitaire in Luxemburg, ist der Schweizer Schriftsteller Gerhard Meier ein Autor aus der Provinz: er lebt im Dorf, in der schweizerischen Literaturprovinz, und er publiziert in einem Berner Kleinverlag. Er hat ein Leben lang im Erwerbsleben gestanden und sich erst in reiferen Jahren gestattet, das Schreiben zum Beruf zu machen. Da aber hat er – so die letzten Sätze des Essays *«Heimkehr ins Reich der Wörter»,* in dem sich Fernand Hoffmann mit Gerhard Meiers Gesamtwerk auseinandersetzt – *«ein träumerischer Seiltänzer ohne Fangnetz – einen halsbrecherischen Balance-Akt gewagt. Ausgerüstet mit einem quasi absoluten Kunstgefühl, schöpfend aus den Erfahrungen eines Lebens in der Provinz, wie es banaler nicht sein kann und dieses an poetischem Erz nicht sehr reiche Gestein anreichernd mit streng nach dem eigenen Kunstverständnis und den persönlichen Geistes- und Gefühlsbedürfnissen ausgewählten Kunsterlebnissen, kam er heil über das straff gespannte Seil der Sprache und fand Peter Handke, der ihm die Hand reichte.»*

Der Verfasser der kleinen Studie spielt damit auf den Umstand an, dass Handke mit ihm den Kafka-Preis geteilt hat, und sieht darin das weithin sichtbare Zeichen, dass da einer aus dem Verborgenen und Unscheinbaren ans Licht getreten sei. «Provinz» als Kategorie literarischer Kritik ist jedoch kaum noch ergiebig. Denn einerseits ist ihr Gegenteil ja geographisch nicht zu orten, sondern meint Im-Gespräch-Sein, Prominenzlandschaft im Irgendwo, allenfalls Betrieb und Grossauflage, und anderseits ist von den Literaturprovinzen des deutschen Sprachgebiets längst keine so abgelegen oder gar abgeschlossen, dass sie nicht Information und Kommunikation jederzeit und nicht verspätet genösse, wenn sie ihrer denn bedarf. Wenn Gerhard Meier nicht im gleichen Mass «auf dem Markt» ist wie Handke, so liegt das sicher auch daran, dass er sich davon nichts verspricht. Um aber so nah und so eigenständig zu sich selber zu kommen, sind Abgeschiedenheit und Stille, Ungestörtheit und Schaffensruhe, wie sie beispielsweise das heimatliche Niederbipp für den Schriftsteller zu bieten hat, sicher keine schlechten Voraussetzungen. – Fernand Hoffmann gibt auf knappem Raum bedenkenswerte Deutungen, etwa wenn er feststellt, anders als Handke gehe es Meier nicht darum, ein Stück *«Innenwelt der Aussenwelt der Innenwelt»* zu realisieren, sondern er strebe die radikale Versprachlichung der Aussen- und Innenwelt an. Wir seien befugt, in Gerhard Meier einen dichterischen Vollstrecker der Sprachphilosophie Ludwig Wittgensteins zu sehen. Der Versuch über den Schweizer Schriftsteller, im Umfang eher ein grosser Aufsatz als ein Buch, ist als Publikation der *Section des Arts et des Lettres* im *Institut Gr.-D. de Luxembourg* erschienen.